

Wer aufspringt, stößt sich den Kopf

Niedrige Häuser, hohe Masken: die Dogon in Mali / Von Hauke Olaf Nagel

Das dumpfe „Tok-Tok“ der Stößel durchdringt die Epochen. Man lauscht Jahrtausende zurück, wenn bei Sonnenaufgang die Dogon-Frauen Hirse zu Mehl stampfen. Die Morgenstunden sind noch kühl. Der Harmattan atmet über die Gondo-Ebene und fängt sich vor den Steilklippen von Bandiagara, an deren Fuß die Dogon siedeln. Hierher, zwischen riesenhafte Felsen, verschlug es das rätselhafte Volk vor Jahrhunderten. Leibeigene eines früheren Mali-Herrschers in der Manding-Region des heutigen Guinea-Conakry seien sie gewesen, glauben die Ethnologen, geflohen „von dort, wo der König lebt“, auch vor den bewaffneten Missionaren Arabiens. Sie sind geblieben, in ihren Dörfern fast unberührt vom Rest der Welt, in mythisch geordneter Gemeinschaft – bis heute. Mätern und Häuserwände, wo man auch hinblickt, alles ist durch heilige Symbole geschützt. Die Zeichen spiegeln die erste Ordnung auf der Welt nach dem Abbild der Sterne. Und zeugen von den Urahn aus jener Zeit, als die Welt erschaffen wurde aus der Nachgeburt des Fuchses.

Man solle aufmerksam sein und stets voll Ehrfurcht, wird der Besucher er-



mählt: Bei den Dogon könne jede Ton-scherbe auf dem Erdboden, jeder un-scheinbare Flecken am Rande des Weges ein Tabu sein. Die Urahn seien allgegenwärtig. Undenkbar, daß ein Fremder ihnen den Weg verstellt. Sie zu befragen sei das Vorrecht der Weisen.

Langsam erwacht das Dorf und wischt sich die nebligen Träume von der Stirn. Bald herrscht geschäftiges Treiben. Die offenen Herdfeuer werden angefacht, mit Reisigbesen kehren die Frauen die Lehmgehöfte, deren Mauern dem Felsboden zu entwachsen scheinen. Sorgfältig besprenkeln sie den Fußboden mit Wasser, damit er nicht staubt. Tee aus Hibiskusblüten wird gekocht. Süß, klebrig und heiß. Gelächter, ausgelassene Wortgefechte wehen herüber. Eine Handvoll halbnackter Knirpse jagt Hühner durch die Gassen. Zahllose Kinder, meist Jungen, sind auf

dem Weg zur Schule, einem sandigen Platz im Schatten eines Baobab. Stolz präsentieren manche ihre Schiefertafeln. Wer keine hat, malt die Buchstaben mit dem Zeigefinger in den Staub. Auf dem Stundenplan steht Französisch, die Amtssprache der Republik Mali.

„Ohne Hefte und Bücher ist es sehr schwer“, sagt Ali Yalcouyé, der Lehrer. Er verdient umgerechnet fünfundzwanzig Euro im Monat – und gilt im Dorf als wohlhabend. „Deshalb singen wir viel im Unterricht, auch so prägt sich die fremde Sprache ein.“ Ali ist Dogon. Im Nachbardorf Yabalatou kam er vor ungefähr dreißig Jahren zur Welt, genauer weiß er es nicht. Nach dem Studium in der Hauptstadt Bamako ist er in seine Heimat zurückgekehrt. „Nur hier kann ich meinem Volk helfen“, sagt er. „Aber auch andere kommen wieder zurück. Wegen der Tradition.“ Er lächelt selbstgewiß. Dann beginnt der Unterricht. Bis ins Dorf ertönt der Kinderchor. Er rezitiert, begleitet von rhythmischen Händeklatschen, das französische Alphabet.

Zur gleichen Zeit versammeln sich die Männer auf dem Dorfplatz. Die Hirse auf den Feldern außerhalb des Dorfes muß eingebracht werden, solange die Sonne noch nicht erbarmungslos vom Himmel brennt. Um keine kostbare Ackerkrume, keinen noch so winzigen Flecken fruchtbaren Bodens zu vergeuden, schmiegen sich die Dogon-Dörfer eng die Steilklippen hinauf. Gearbeitet wird wie vor tausend Jahren mit einfachstem Gerät, Hacke und bloßen Händen. In dicken Bündeln zusammengeschnürt, wird das Getreide ins Dorf getragen – und erreicht mit der Siedlungsgrenze das Hoheitsgebiet der Frauen. Sie entscheiden über Aufteilung und Verwendung der Ernte. Ein strohgedeckter Speicher, archaisches Requisite der Dogon-Genesis, gehört zu jedem Gehöft. Er birgt die Reserven, über die kein Mann verfügen darf.

Die einzelnen Lehmgehöfte sind angeordnet um die Toguna in der Dorfmitte, wo sich die Alten zur Beratung versammeln. Real existierende Palaver-Demokratie. Auf acht Lehmpeilern – die Weltalter der Schöpfungsgeschichte – ruht das merdliche Strohdach kaum hüfthoch über der Erde. Wer eintritt, muß sich verbeugen und zollt mit der Geste Respekt. Drinnen hocken die weisen Männer im Kreis und entscheiden über die Geschicke des Dorfs. Kein Streit hier, nur Besonnenheit, denn wer aufspringt und sich ereifert, stößt sich den Kopf.

„Die Toguna ist eine Art Dorfparlament“, erzählt der greise Dorfschef Amadou Antimé Guindo. „Hier werden Eheschließungen und Begräbnisrituale vorbereitet. Streitigkeiten geschlichtet, Erbschaften geregelt und Rechtsurteile gesprochen. Alles, was die Ordnung der Dorfgemeinschaft betrifft.“ Und die Masken? – „Ernte und Tod, Anfang und Ende, sind



Alles ist heilig in den Dörfern der Dogon, nichts ohne Sinn und göttlichen Beistand in ihrer nach mythischen Prinzipien geordneten Gemeinschaft.

Fotos Hauke Olaf Nagel

die Sache der Masken. Sei geduldig ...!“ Amadou deutet noch auf ein Gebäude, das einige hundert Meter entfernt auf der anderen Seite des Dorfes liegt. „Wenn wir nicht mehr weiterwissen, befragen wir unsere Väter und Vorväter. Die haben immer das letzte Wort“, sagt er leise.

Das Ginna-Haus überragt alle anderen. Das Dogon-Wort „Ginna“ bedeutet sinngemäß „Haus, aus heiliger Erde gebaut“. Hier wohnt das spirituelle Oberhaupt des Dorfs: der Hogon, der mit den Ahnen verkehrt. Niemals verläßt er das fensterlose Haus bei Tageslicht. In die dunkelrote Lehmfassade sind zahllose Nischen eingelassen. Ihre Anordnung ist dem Eingeweihen der Schlüssel zum Jenseits. Nachts werden die Tieropfer dargebracht, und noch vor Sonnenaufgang beugen sich die Ältesten mit gerunzelter Stirn über Blut, Fell und Federn. Sie lesen darin, daß die Ahnen für heute besänftigt sind.

Das Ginna-Haus ist unheimlich. Sonnengedörnte Leguan-Kadaver hängen an den Mauern und auf einem altarähnlichen mannshohen Sockel vor dem Eingang. Die dunklen Nischen in der Fassade, ein schwarzes abweisendes Holztor – man fühlt sich beobachtet und belauscht von einem Ort, dessen Sinn den Horizont des aufgeklärten Europäers übersteigt. Doch die Tradition ist ins Wanken geraten. Das Ginna-Haus steht seit fast zwanzig Jahren leer. Kaum noch ein junger Dogon ist bereit, das weltabgewandte Leben eines Hogon zu führen. Auch wenn die meisten von ihnen regelmäßig in die Dörfer ihrer Geburt zurückkehren und sich, bemerkenswert anpassungsfähig, wieder in die archaische Gemeinschaftsordnung einfügen – ihre zweite Heimat sind die Städte geworden oder wenigstens die Sehnsucht dorthin. Übermächtig sind die Verlockungen des modernen Lebens: Die Felsmaleisen an der Falaise, die seit Jahrhunderten die Trance-Träume der Initianden, der zu beschneidenden Jungmänner, abbilden, zeigen denn seit wenigen Dekaden auch nicht nur die Tierfiguren aus den Dogon-Mythen, sondern zudem die Umrisse von Fahrrädern und Transistorradios.

Nichts davon, versteht sich, darf die seelische Reinheit eines Hogon trüben. Undenkbar auch, daß er mit Frauen verkehrt oder sich im profanen Gespräch mit Freunden verliert! Nur klares Felsquellwasser und Hirse aus heiligem Boden sind seine Nahrung. Am schwersten aber wiegt die metaphysische Verantwortung. Der Hogon vermittelt die Botschaft der Urahn ins Diesseits, und durch ihn allein hat die Dorfgemeinschaft Anteil am endlosen Lebensstrom, der seit unvordenklicher Zeit die Familien durchströmt.

„Daß wir seit zwanzig Jahren keinen Hogon mehr haben, heißt nicht, daß es niemals mehr einen geben wird“, sagt der Dorfschef Amadou später. „Aber die Zeiten ändern sich, und nur noch ein Teil unseres Volkes lebt nach althergebrachter Tradition, die ihr Europäer animistisch nennt.“

Erntedankfest bei den Dogon. Zeit der Maskengesellschaft. Glocken und Trommelschläge begleiten die Prozession der Maskierten durch das Dorf. Frauen und Kinder stehen in sicherer Entfernung, während die in rote Fasern gegürteten Tänzer auf den Dorfplatz strömen. Kosmogonisches Ensemble. Die Masken führen jeden Dogon zurück zum Ursprung.



Vier Meter hoch ist die Schlange Sirigé, die den Tänzern den Weg zum Wasser weist.

Gletscherschmelze

dpa. PEKING. Das Schmelzen der Gletscher in China könnte die Existenz von dreihundert Millionen Menschen in ernste Gefahr bringen. Das berichtet der chinesische Auslandsrundfunk mit Verweis auf das Institut zur Erforschung des tibetischen Hochplateaus. Demnach könnten durch die globale Erwärmung bis zum Jahr 2050 zwei Drittel der chinesischen Gletscher schmelzen und damit zu einer dramatischen Wasserknappheit in den agrarischen Regionen

Zentralchinas führen. Laut dem Institut leben dreiundzwanzig Prozent der heute 1,3 Milliarden Chinesen von den Wasserreserven der Gletscher im Westen des Landes. Die Probleme seien am Yulong-Gletscher in der südwestchinesischen Provinz Yunnan besonders deutlich geworden. Er sei in nur zwei Jahrzehnte um zweihundertfünfzig Meter zurückgegangen. Die Eismassen seien eine unverzichtbare Quelle, in der sich der Winterschnee sammelt und die in der heißen und trockenen Sommern Wasser für die Menschen in der Region spende.

Blumenschutz

dpa. HINDELANG. In den bayerischen Alpen ist die Hälfte aller Blumenarten gefährdet. Ursachen dafür sind vor allem die Klimaveränderung und die Folgen des Massentourismus. Zu diesem Ergebnis kommt eine Studie des bayerischen Vogelschutzbundes. Die Organisation fordert eine Vernetzung von alpinen Lebensräumen, um die Artenvielfalt zu sichern. Diese Methode habe sich unter anderem bei den Steinadlern schon bewährt.

aus dem die Geschichten quellen, und sind – bis heute – die Chiffre vom Anfang jenseits der Zeit. Im Tanz erlebt der Dogon die Schöpfung der Welt und ihrer Prinzipien in vollkommener Klarheit: Der Fuchs, Yurugu, tritt auf, das erste Wesen, dem der Gott Amma die Gabe der Weissagung verlieh. Noch heute sind es die Fuchsspuren im Sand, die dem Dorf Unheil oder Wohlergehen prophezeien. Dann der schwarzweiße Storch, Kanaga, dessen Ankunft die ersehnte Regenzeit verheißt, und Satimbe, Urmutter und fruchtbares Weib. In atemberaubendem Wechselspiel stampfen und tänzeln sie über den Platz. Schweiß in Rinnsalen auf schwarzen Kör-

pern. Zitternde Luft. Ein unerschöpflicher Mythos, der hineinragt ins einundzwanzigste Jahrhundert. Ein Geheimbund ausgewählter Männer betreibt die heiligen Artefakte, bewahrt sie im verborgenen, für jeden Uneingeweihten tabu. In einer Höhle außerhalb des Dorfes? Oder in einer Spalte in den Steilklippen? Keiner weiß es genau. Aber daß sie, wenn die Zeit da ist, gewiß kommen werden, weiß jeder.

Das Crescendo der Trommeln verkündet den Höhepunkt: Sirigé erscheint, die Schlange, das heilige Urtier, das dem ersten Dogon an der Falaise den Weg zur Felsenquelle wies. Vier Meter hoch streckt sie sich vom Kopf des Tanzenden

in den Himmel, ruht sich aus in der Vertikalen, neigt sich allen vier Himmelsrichtungen zu, schlägt in den Staub. Plötzlich Stille. Der Spuk ist beendet, so unverhofft, wie er begann. Zurück bleiben lachende Kinder – und ein Fremder, der seine Fremdheit spürt.

Zur Dämmerung weht der Harmattan wieder kühl über die Gondo-Ebene. Wir sitzen auf Amadou's Dach, trinken Tee aus Hibiskusblüten und beobachten den Sternenhimmel, in dem die Dogon lesen wie in einem Buch. In der Ferne, von Südosten her, ertönt das Tam-Tam aus Nombouri, das Tam-Tam der Trommler in der Nacht. Noch ein Geheimnis.

Friuli Venezia Giulia.
Zu Gast bei einzigartigen Leuten.

ÖSTERREICH

Pordenone Udine Gorizia

TRIESTE

Lignano Sabbiadoro Grado

NEUBRUNNEN

FRIULI VENEZIA GIULIA

Das an der nordöstlichen Grenze Italiens gelegene Friuli Venezia Giulia hat eine erstaunliche Vielfalt aufzuweisen. Eine Region, die keine Urlaubswünsche offen lässt. In Grado und Lignano Sabbiadoro genießen Sie die Sonne an goldenen Stränden und baden im ruhigen, sauberen Meer. Und nur wenige Kilometer entfernt liegt der Collio: sanfte Hügel, die für ihre vorzüglichen Weine bekannt sind. Ein ideales Ausflugsziel für alle, die eine unvergessliche Landschaft mit malerischen Ortschaften auf dem Fahrrad entdecken möchten. Und vor allem eines erwartet Sie in Friuli Venezia Giulia: aufgeschlossene, lebenswerte Menschen, die noch wissen, was Gastfreundschaft bedeutet – und Ihr Herz im Sturm erobern werden. www.turismo.fvg.it